

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1893)
Heft: 27

Artikel: Weihnachten
Autor: Fischer, Marie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-803319>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Friede.

Organ des akademischen Friedens-Vereines Zürich
des
Schweizerischen Friedens- und Erziehungs-Vereines, sowie der Friedensfreunde in der Schweiz und im Ausland
enthält das
Bulletin des Internationalen Friedensbureau in Bern.
Wochenschrift für Friedensbestrebungen und für einheitliche Jugenderziehung und Volksbildung.
Sprechsaal für Eltern und andere Erzieher.

Erscheint wöchentlich 1 mal. — Abonnementspreis: 90 Cts. per Quartal zuzüglich Porto fürs Ausland. — Redaktion: Ein Komitee für Friedenspropaganda.
Einsendungen sind zu richten an G. Schmid, St. Gallen, Museumstrasse 33; Inserate sind an die Herren Haasenstein & Vogler in Zürich zu richten.

Inhalt:

Frieden auf Erden! — Weihnachten. — Zeitläufe. — Lesefrüchte. — Neuestes.
Wohlan, ihr habt nun Recht behalten.

Frieden auf Erden!

Weihnachtsgedicht.

Im Sternenglanze die heilige Nacht
Umhüllt mich mit duftigem Schimmer;
Durch Eis und Schnee in leuchtender Pracht,
Strahlt ferne der Glücklichen Schimmer.
Im Kinderjubel, erfüllend den Raum,
In des Christbaums Lichte erglüh'n,
Da sehe ich wieder den Jugendtraum
Der Menschen auf's Neue erblühen.

Und doch, trotz der Unschuld, Freude und Lust,
Da fühl' ich im Herzen ein Leben,
Und bang' entringt sich die Frage der Brust
Hat erfüllt sich des Heilands Streben?
Hat sich die Liebe erobert ihr Reich?
Sind Alle auf Erden erkoren,
Als Brüder zum Bunde, ob arm ob reich?,
Ist Christus in jedem geboren?

Und Bild auf Bild vor die Seele sich drängt,
Der Menschheit in düsteren Farben;
Ich seh' in die Bande der Armut gezwängt
Viel Tausend im Elend darben;
Ich sehe sie schleppen, tagein, tagaus
Ums Brod sich durch Sorgen und Leiden,
Indess Millionen in trunkenem Braus
Des Goldes Lasten vergeuden.

Das „Frieden auf Erden!“ der Engel Sang,
Nicht ist's zur Wahrheit geworden!
Ich höre die Völker im Waffenklang,
Gerüstet einander zu morden!
Kein Nachbar dem andern trotz Schmeicheln traut
Um die Heerschaft trotzig sie ringen,
Es droht, was der Fleiss des Volkes gebaut,
Der Moloch des Kriegs zu verschlingen.

Nicht ward der Welt, was verheissen zu Teil,
Nicht ist der Frieden gekommen,
Und nimmer dem ganzen Volke zum Heil
Die Sonne der Liebe erglommen!
Wohl gibts der Edlen der Menschheit viel
Gegen Not des Nächsten zu kämpfen,
Doch stehn sie noch fern, so ferne dem Ziel,
Alle Glut der Leiden zu dämpfen.

Drum „Krieg dem Kriege!“: zum Kampfe voran,
Ihr Menschenfreunde, ihr treuen!
Brecht mutig dem Lichte der Wahrheit Bahn
Helft der Selbstsucht Wolken zerstreuen!

Find't einst in der Welt die Erkenntnis Raum,
Hält die Liebe Alle umschlungen:
Dann erst hat Erfüllung der Menschheit Traum
Im „Frieden auf Erden!“ errungen!

Friedr. v. Känel.

Weihnachten.

Hoch von dem Turme aus ehernem Munde
Schallet hernieder die liebliche Kunde:
Friede auf Erden!

Tönet alljährlich zur selbigen Stunde
Jener Gesang in der fröhlichen Runde:
Friede soll's werden!

Auf dass die Menschheit von Leiden gesunde,
Dass ihr geheilet wird jegliche Wunde,
Friede muss werden!

Dass sich die Kräft'gen verschwistern zum Bunde:
Die zu erheben, die schwachten im Grunde —
Friede muss werden!

Dass wir die Gott uns verliehenen Pfunde
Treulich verwerten, beachtet die Kunde:
Friede auf Erden!

Gebet dem Schöpfer des Weltalls die Ehre,
Singen erhebend die himmlischen Chöre:
Friede auf Erden!

Siehe, auf dürtigem Wolkengefieder
Schwebet der Engel des Friedens hernieder —
Palmen in Händen,

Sucht er auf Erden die sichere Stätte,
Wo er so gerne gepflanzt sie hätte —
Aber vergebens!

Dornen und Disteln und Lanzen und Speere,
Zanken und Streiten und feindliche Heere
Decken die Erde!

Traurig gen Himmel sich wieder zuwendend
Hebt sich der Engel, die Palmen in Händen,
Zögert im Fluge —

Denn es erschallen die himmlischen Chöre:
Singet dem Schöpfer des Weltalls zur Ehre
Friede auf Erden!

Seit Jahrtausenden steigt dasselbe Wünschen
und Flehen um Frieden zum Himmel auf.
Scheinbar unerhört.

Ab und zu trat wohl die ersehnte Zeit ein. Die
Völker steckten das Schwert in die Scheide und
reichten sich brüderlich die Hände über die Grenzen.

Man gab sich Feste, man sandte einander Ge-
schenke, fest überzeugt: Friede ziehe ein!

Gewerbe und Handel hoben sich, selbst die bil-
denden Künste erstiegen aus dem Schutt. Die Sänger

wagten ausser Krieg und Vaterland auch Gutes, Schönes und Wahres zu preisen.

Doch ein scheinbar unbedeutender Wortlaut verursacht eine Missstimmung zwischen Nationen, durch die ein schwerer Krieg geführt wird,

Die soeben noch geäusserten Versicherungen der Freundschaft und gegenseitigen Bewunderung verwandeln sich in Hass.

Jede Partei denkt nur an ihren Vorteil. Erst hat der eine Gegner seinen Zweck erreicht und sind des andern physische und finanzielle Quellen erschöpft, wird Friede geschlossen.

Die Geschichtsforscher erklären dieses Auf- und Abschwanke, die Erhebung des einen und den Niedergang des andern Volkes als notwendig zur Entwicklung des Menschengeschlechtes.

Läge ein solches Herauf- und Herabrollen im Plan der Weltordnung, wäre die Geschichte der Menschheit wie ein grosses Meer, in welchem Ebbe und Flut ununterbrochen wechseln, so wäre ein Fortschritt ausgeschlossen, aber auch ein Anfang durch eine Geistesmacht undenkbar.

Es gibt ja Menschen, die trotz einer gewissen Intelligenz meinen, die Welt sei von selbst entstanden!

Doch scheitern sie stets an der Unerklärbarkeit dieses von selbst.

Wer aber den Geistesfunken in der eigenen Brust verspürt, der strebt auch danach, den Lichtquell zu erkennen, dem er entströmte.

Ist es anzunehmen, dass diese kleine Erde für intelligente Wesen bewohnbar geschaffen wäre, die mit dem Verlangen und der Fähigkeit begabt sind, sich zu gegenseitiger Hülfeleistung gesellig aneinander anzuschliessen, nur damit diese so gebildeten Gruppen sich wie Bilder eines Stereoskop verdrängen und verschlingen sollen?

Sicherlich nicht! Nicht nur die Menschheit im grossen und ganzen, sondern auch diese einzelnen Gruppen, die Völker sind zum Fortbestehen und zur Vervollkommnung bestimmt.

Verfehlen sie ihr Ziel, so ist es ihre eigene Schuld.

Die Blätter der Geschichte berichten von so manchem Volk, das zu hoher Kultur gelangt, allmählig entkräftete und von einem gesünderen Stamm bekriegt und niedergeworfen wurde.

Prüfen wir ohne Voreingenommenheit die Anlässe zu solchen entmutigenden Vorgängen, so kann nicht geleugnet werden, dass die Kultur selbst dem besagten Volke zum Fallstrick wurde.

Es verlor den Geschmack an naturgemässer Lebensweise, verfeinerte seine Ansprüche, vermehrte den Luxus, ergab sich dem Müsiggang und suchte dann Zerstreungen aller Art, die erschlafte Lebensgeister aufzurütteln.

Doch die Abnahme der physischen Kraft beeinflusst Geist und Seele. Verliert aber der Mensch die Zügel aus der Hand, durch die sein edleres Selbst die niederen Triebe leitete, dann beherrschen diese allmählig sein Thun und Lassen.

Die Sinnlichkeit mit all ihrem bösen, entnervendem Gefolge zieht in ein Land ein, dessen Bewohner sich der Überfeinerung und Unnatur hingaben.

In dieser Erschlaffung ergreift das Volk die Furcht vor Übervölkerung.

In dem schweizerischen Journal „Der Friede“ vom 11. November heisst es: Die Furcht vor Übervölkerung ist sehr alt. Wir finden dieselbe bereits schon bei den Griechen und Römern . . . Diese Furcht tritt — und das ist charakteristisch und muss

scharf beobachtet werden — stets in Perioden auf, wo ein Staatszustand in *Zerfall* und *Untergang* begriffen ist.“

„Die Furcht vor der Übervölkerung beruht meistens auf Egoismus“ u. s. w.

Ganz richtig, aber diese angeführten Eigenschaften sind schon eine Folge der Sittenverderbnis, durch deren Einfluss das Nervensystem zerrüttet und die Willenskraft abnahm.

Unter der Asche verborgen wurde dem Heute eine solche Zeitepoche aufbewahrt.

Schiller entrollt uns in seinen malerischen Strophen das wiedergefundene Pompeji und Herkulanum.

Mit zarter Feder übergeht er die Schatten, denn: Wer erfreute sich des Lebens? Der in seine Tiefen blickt!

Aber die krassen Schäden und die wuchernden Wunden lassen sich nicht unter einem poetischen Schleier verdecken, es sei denn, dass sie noch unverteilgbarer um sich greifen.

Heute heisst es: Wer Ohren hat zu hören, der höre, und wer Augen hat zu sehen, der gehe dort hin und lasse sich warnen, ehe es zu spät ist.

Durchwandert eine Gesellschaft Reisender die Strassen des ausgegrabenen Pompeji, dann halten die Führer an verschiedenen Häusern an und rufen so laut und höflich als möglich: *That way Ladies, please that way!*

Da hinaus geht der Weg, meine Damen, bitte!

Allez mes dames, s'il vous plaît . . .

Nachdem die Wandmalereien jener Häuser von den Herren betrachtet wurden, lässt der Gesichtsausdruck erkennen, wie weit sie selbst bereits der Degeneration verfallen sind.

In dem Museum liegen unter Glas einige der Körper, die unter der Lava gefunden wurden. Die verzerrten Glieder, ja der Gesichtsausdruck lassen die Todesqual ahnen.

Auf der Felswand eines Kellergewölbes zeigen sich deutlich die Eindrücke verschiedener Gestalten. Vielleicht flüchtete eine ganze Familie hieher und presste sich, dem sie verfolgenden Glutstrom zu entziehen, gegen die Steine.

Was mag ihr letzter Gedanke gewesen sein?

Vielleicht das Flehen des reichen Mannes: *Sende einen Boten zurück und lass' die Nachwelt warnen.*

Nicht jede Stadt der nachfolgenden Jahrhunderte, die sich der Üppigkeit und Sinnlichkeit hingab, wurde durch Schwefel zerstört. Die Völker rotteten sich selbst aus. Finden sie, dass Übervölkerung droht, zu zahlreiche, und deshalb schwächliche, pflegebedürftige Kinderscharen die Ausgaben und Sorgen mehren, und ihrer Bequemlichkeit und Genussucht Zügel anlegen könnten, so erdenken sie Mittel, die Zahl zu vermindern.

In Ungewissheit mit den Gesetzen, welche die Welt erhalten und regieren, untergraben sie ihre eigene Gesundheit und die von Gott verliehene Fähigkeit der Fortpflanzung.

Plötzlich steht eine ganze Nation vor dem Schreckbild der Entvölkerungsfurcht.

Weist doch die Statistik nach, dass in ihren Grenzen nur 900.000 Geburten stattgefunden, während die Nachbarin im selben Jahr 1,800,000 verzeichnete.

In solcher Angst werden alle Reizmittel aufgesucht, der Ehrgeiz angestachelt, Hass und Raubsucht geschürt.

Der Staat soll Eheschliessungen erleichtern, frühe Heiraten begünstigen; aussereheliche Kinder

und ihre Erzeuger beschützen und gleiche Rechte gewähren.

Nur um die Einwohnerzahl zu steigern wird in der Nation der letzte Funke sittlichen Gefühls vernichtet.

„Was für Nutzen aber hätte der Mensch, ob er die ganze Welt gewänne und verlöre sich selbst?“

Ein Krieg, aus solchen Gründen begonnen, fiele sicher zum Nachteil der geschwächten Nation aus.

(Schluss f.)

Marie Fischer, geb. Lette.

Zeitläufe.

Ueber die Anarchisterei habe ich bereits meine Meinung gesagt. Nochmals darauf zurückzukommen, veranlasst mich eine Zuschrift in der letzten Nummer des Friedens, betitelt „Kritischer Punkt“. Worin der „kritische Punkt“ besteht, wird eigentlich nicht gesagt. Aber es wird da gesprochen von „energischen Massregeln zum Schutz von Leben und Eigentum“. Schutz von Leben — der kritische Herr Verfasser meint damit ohne Zweifel das Recht auf Arbeit. Schutz von Eigentum — ein zarter Wink nach der Börse und dem Gerichtsvollzieher. „Strenge Gesetze“ will der Kritische — jedenfalls ein diskreter Hinweis auf die Broschüre: Gibt es ein Panama im Schweizerland? „Nach dem Verhör des Attentäters Vaillant“, so meint zum Schluss unser pünktlicher Kritiker, werde man *hoffentlich* die Verantwortlichkeit der Presse, der Parteiverbände u. s. w. nicht mehr verkennen, sondern von jetzt an, einheitlich organisiert („man“) weit intensiver auch für die so notwendige Bildung des sittlich-religiösen Ernstes in der Jugenderziehung und in der Aufklärung der oft *leider* gewissenlosen Massen und Parteien u. s. w. wirken. „Hoffentlich“ oder „leider“ sind aber die „Massen“ so „unsittlich“, dass sie Arbeit und Brot für einstweilen wichtiger halten, als *den* „religiös-sittlichen Ernst“ und *die* „Aufklärung“.

Kurz und gut, der kritische Punkt des pünktlichen Kritikers löst sich auf in frommen Wünschen und harmlosen Ansichten, die gewiss sehr gut gemeint, aber so wenig kritisch sind, dass ich mir weiteres wohl sparen kann.

Zur Nachachtung aber für Friedensfreunde und solche, die es sein wollen, seien die Urteile zweier bürgerlichen Blätter über die Anarchisterei hier wiedergegeben. Da kann man lernen, was eine vorurteilslose *friedvolle* Beurteilung ist. Zunächst ein deutsches Blatt: die „Frankfurter Zeitung“ äussert sich, wie folgt:

„Der Anarchismus ist nicht blos ein Verbrechen, sondern auch eine schwere Krankheit, deren Ursachen tief in der gegenwärtigen Gesellschaft stecken und die man durch Behandlung mit Kerker und Fallbeil nicht kuriert. Gewiss, das Mittel, das die Anarchisten anwenden, ist verrückt und verbrecherisch zugleich, aber ist denn die moderne Gesellschaft wirklich so vortrefflich organisiert, dass die Doktrin des Anarchismus nicht wenigstens einen Schein der Berechtigung für sich anführen könnte? Und was tut denn die Gesellschaft, um die in ihr enthaltenen zahlreichen Widersprüche und Gegensätze, die eben so viele Ungerechtigkeiten und Rechtsverletzungen sind, abzuschaffen oder wenigstens zu mildern? Man erinnert sich noch des kürzlich auf den serbischen Gesandten in Paris verübten Attentats. Der Täter, ein Schuster namens Lauthier, hat das Attentat in einem ausführlichen Schreiben zu rechtfertigen versucht. Er erzählte darin, dass er überall vergebens Arbeit gesucht habe, und dass ihm in Not und Verzweiflung der Gedanke gekommen sei, sich an der Gesellschaft, die ihn so grausam behandle, mit irgend einer Untat

zu rächen: er wollte den nächsten besten der ihm begegnenden „Satten“ mit seinem Handwerkszeug erstechen. In diesem Briefe haben wir sozusagen die Philosophie des Anarchismus. Der Anarchist sieht, dass eine Art Kriegszustand herrscht in der Gesellschaft zwischen den Satten und den Hungrigen, den Reichen und den Armen, den Mächtigen und den Elenden; er nimmt den Krieg auf und führt ihn mit den Mitteln, die ihm am nächsten liegen. Dieser Kriegszustand ist wirklich vorhanden, in der reichen demokratischen Republik vielleicht mehr als anderwärts. Und was hat die französische Republik getan, um ihn in Frieden zu verwandeln? So viel wie nichts. In den nahezu zwanzig Jahren unbeschränkter Parlammentsherrschaft ist kein einziges grosses soziales Reformgesetz durchgeführt worden, während die herrschenden Kreise stets für ihre Interessen besorgt sind und noch in der vorigen Legislaturperiode ihre Schutzzollpolitik durchgesetzt haben. Es ist ganz richtig, was der Abgeordnete Jaurès kürzlich in der Kammer gesagt hat: „Der französische Arbeiter kann einen Minister stürzen, aber er kann sich nicht davor schützen, dass er am andern Tage kein Brod hat. So lange solche Zustände herrschen und so lange es die Republik nicht ernster nimmt mit ihren sozialen Pflichten, werden auch die Quellen des Anarchismus nicht vertrocknen.“

Und nun zum Schluss ein Schweizer Blatt. In der „Zürcher Post“ schreibt der geistvolle Plauderer Reinhold Rüegg:

„Als ungefähr vor zwei Jahren die Winterthurer Kreditbank schnöd durchs Examen rasselte, waren alle redlichen Eidgenossen darüber einig, dass nur scharfe Gesetze die Wiederkehr solcher Katastrophen verhüten könne und wenn ein armer Handwerksbursche in der Herberge auseinandersetzte, dass der Staat „eingreifen müsse.“ bezahlte man ihm einen Schnaps. Die öffentliche Meinung kam einige Wochen gar nicht aus den Kleidern; dann aber legte sie sich auf die Bank, vergass ihren heiligen Zorn und erwachte erst dieser Tage am Anarchismus. Nun wird sie wohl diese Entrüstung für einige Zeit wieder aufnehmen und einen Kreuzzug gegen die anarchistischen Unholde predigen. Die Firma Lesseps und Cie. brachte durch staatlich approbierte Gaunereien Schaaren braver Leute in Not, Elend und Verzweiflung; in Frankreich besteht ein grosser Schienenstrang, der sich den hundertfach verdienten Namen Mordbahn erwarb; es giebt eine Ex Kaiserin, die ihrem erlauchten Gemahl einen „kleinen Krieg“ abbettelte, in welchem hunderttausend blühende Leben qualvoll verbluteten. Man hat die Panamaräuber mit zarter Schonung behandelt, die Verwaltungsräte nicht angerührt und wo die Witwe Eugenie vorfährt, neigen Wirt und Kellner das Haupt bis auf die Niveaulinie des Nabels hernieder. Die Herrschaften sündigten in dem angenehmen Bewusstsein, frei auszugehen, — im Recht einen Schutz gegen Gerechtigkeit zu haben; Vaillant frevelte mit der minder angenehmen Aussicht, des Henkers Bekanntschaft zu machen. Das ist der wesentliche Unterschied, und ich teile die Ansicht des Dichters François Coppée, dass die kalte Härte der Seele und der brennende Durst nach Gold die eigentliche Anarchie sind. Die sich rein fühlen, mögen den ersten Stein aufheben.“ —

Zürich.

-dt.

Lesefrüchte.

Das Oktoberheft des II. Jahrganges von „Die Wiedergeburt der Völker“, Monatsheft von Dr. med. Alfred Damm, enthält die Fortsetzung der interessan-